



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Salzburg und die Tauernpässe : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stehenden Organisation der obersten Regierungstätigkeit und der Herausgabe von Gesetzen ohne jede praktische Bedeutung bleibt. Solange nicht die gesamte Gesetzgebung durch den Kontrollapparat der Volksvertretung geht, solange die Mehrzahl der Gesetze wie bisher völlig unabhängig von der Gesellschaft durch eine bürokratische Institution als „allerhöchst bestätigte Meinung des Reichsrats“ oder durch den Zaren auf Vortrag eines Ministers als „namentlicher Ukas“ entstehen und erscheinen kann, so lange können die Mitglieder der Reichsduma hinter verschlossenen Türen die schönsten im Rahmen des Paragraphen 33 enthaltenen Gesetze beraten, die längsten Reden halten und die schärfste Kritik üben, der Reichsrat wird alle Beschlüsse acceptieren können, der Zar wird seine Unterschrift unter alles setzen können, was ihm aus der Reichsduma auf dem Instanzenwege zugeht. Das Gesetz kann sogar veröffentlicht werden — wie bisher; aber in der Praxis wird es wertlos bleiben. Denn der mit dem Gesetz unzufriedne Minister kann wie bisher, ohne mit einem Mitgliede des Reichsrats oder der Reichsduma ein Wort gewechselt zu haben, im persönlichen Vortrage beim Zaren scheinbar mit dem Gesetz in keinem Zusammenhang stehende Bestimmungen erwirken, durch die die ganze Arbeit von 412 Abgeordneten in ein Nichts zerfließt. Ein Gegengewicht hierzu kann wohl der Präsident der Duma, der zum persönlichen Vortrag über den Geschäftsgang der Duma beim Zaren zugelassen ist, ausüben. Darum wird es auch von so großer Bedeutung sein, welcher Parteirichtung der Präsident angehört, und welche persönliche Stellung er am Hofe einnimmt. Wozu wird jedoch erst ein komplizierter und kostspieliger Apparat geschaffen, wenn doch einzig und allein persönliche Einflüsse maßgebend sein sollen?

Da es feststeht, wie geringer Freiheiten sich der einzelne Abgeordnete erfreuen soll, verliert das formale Verhältnis der Reichsduma als Instanz gegenüber dem Reichsrat und den einzelnen Ministern an Bedeutung. Für unsere spätern Ausführungen ist es jedoch notwendig, auch hierauf noch näher einzugehen.

(Schluß folgt)



Salzburg und die Tauernpässe

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



inter Hof-Gastein geht die alte schmale Straße südwärts über die flachen Ausläufer der östlichen Talseite hügelab hügelab, aber gesicherter vor dem Hochwasser der Ache als die neue Poststraße, die rechts abbiegt, die Ache überschreitet und am westlichen Rande des sumpfigen, längs des Flusses mit dichtem Erlengebüsch bestandnen Tals weiterläuft, bis sie den Wald erreicht, der den Abhang des Stubnerkogels einhüllt; von hier führt sie in langer, ununterbrochener anstrengender Steigung zum Ziele. Schon vor Hof-Gastein werden im Süden, da wo der Stubnerkogel von rechts, der Graukogel mit seinem

oft wie Schnee in der Sonne glänzenden grauen, gefurchten Steinhaupten von links ihre unten dunkel bewaldeten, oben sich in grünen Matten breitenenden Abhänge nahe aneinander schieben, auf diesen Hängen Gruppen hoher weißer Gebäude sichtbar; sie rücken näher und näher, beginnen sich in ihre Einzelformen aufzulösen. Hinter ihnen schließt ein grüner Waldrücken das Tal, und über ihm steigt, in breiten Massen mit zackigen Gipfeln den ganzen Hintergrund des erhabnen Bildes ausfüllend, mit Schneefeldern gefleckt, der Radhausberg auf. Das ist Wildbad Gastein, etwa anderthalb Stunden von Hof-Gastein entfernt und im Durchschnitt 150 Meter höher liegend als dieser sein jetziger Vorort (1012 Meter).

In der Tat ein Anblick, der Großartigkeit und Anmut, eine mächtige, unbezähmbare Natur und großstädtische Pracht vereinigt, wie nicht oft in der Welt. Da, wo die unterste Talfstufe endet, hat ursprünglich eine Felswand die nächsthöhere abgesperrt. In jahrtausendelanger Arbeit hat hier die Ache eine Klamm durchgenagt und stürzt nun zwischen hohen Fichten und senkrechten Wänden, die die Spuren der Auswaschung deutlich zeigen, in zwei Absätzen 148 Meter hoch herab in die Tiefe, eine breite, in weißen Schaum aufgelöste Wassermasse, sich aufbäumend, überschlagend, zerstäubend, feuchten Wasserdunst nebelgleich hoch emporsendend und mit donnerndem Rauschen das ganze Tal erfüllend. So stellt sich das gewaltige Bild von der kühngeschwungenen Brücke aus dar, die zwischen beiden Absätzen die Ache überspannt; hinaufschauend sieht man den Wassersturz aus der Klamm herunterschließen, nach unten blickend zwischen grauen Felswänden verschwinden. Unten angelangt besänftigt sich die aufgeregte Flut, jetzt zwischen schützenden Steinmauern gebändigt. Noch erhabner ist das Bild, das sich von einem Austritt des rechten Ufers bietet: da schießt die ganze weiße Wassermasse in ununterbrochnem Falle nach unten, und steigt man zur Talsohle, zum untern Steg hinab, dann ist der Donner Tag und Nacht ohrenbetäubend. Auf dieser engen Talsohle zwischen senkrechten, mit Wald gekrönten Felswänden, an diesen Wänden und über ihnen, im Osten an grünen Matten weiter ausgebreitet als im Westen, wo der Wald des Stubnerkogels bis über die Straße herabreicht, an der einzigen schmalen Fahrstraße des Ortes, die dem Boden mühsam abgewonnen und auf steinernen Stützmauern oder auf Holzkonstruktionen ab- und aufwärts geführt ist, daneben auf ähnlichen oder in den steilen Abhang des südlichen Waldbergs bis hoch hinauf eingeschnittenen Wegen hängen die palastähnlichen Hotels oft dicht über dem Abgrunde, nach der Bergwand zu zwei-, drei-, vierstöckig, nach der Ache zu sechs- bis siebenstöckig, dazwischen zahlreiche, bald elegante, bald bescheidne villenartige Miet- und Badehäuser. Denn das sind fast alle für die Kurgäste bestimmte Gebäude, also beinahe der ganze Ort; sie empfangen das heilbringende Wasser unmittelbar aus den heißen (39 bis 49 Grad Celsius) Quellen, die meist dicht an der Klamm aus den untern Gesteinschichten des Graukogels am Badberge, in Stollen gefaßt, hervorsprudeln; ein öffentliches Badehaus gibt es heute nicht mehr, und deshalb sind die Besitzer der Quellen, unter denen neben dem Kaiser von Österreich vor allem das alte Haus Straubinger ist, die eigentlichen Herren Gasteins.

Wo steckt in diesem Dorfe von Palästen das alte, ländliche Gastein? Nun, die einzelnen Bauperioden lassen sich schon herausfinden, nur geht keine sehr weit zurück. Nach der Legende haben die beiden Einsiedler Primus und Felicianus, die unter Diokletian den Märtyrertod starben, die warmen Quellen entdeckt, aber von dieser römischen Zeit weiß die sichere Überlieferung nichts. Erst im vierzehnten Jahrhundert taucht Gastein als Bad auf. Von einem Christoph von Gastaun soll das Wappen des Kurorts, eine Kanne im Schilde, stammen (1327), und im Jahre 1389 entstand neben einer ältern Kapelle der Heiligen Primus und Felicianus die kleine Kirche zu St. Nikolai an der östlichen Talwand, sicher ein Zeichen von der Zunahme des Anbaus und des Bergbaus, mit dem das Aufkommen Gasteins eng zusammenhängt. Im fünfzehnten Jahrhundert war Gastein als Bad schon weit bekannt: um 1480 preist es der Nürnberger Dichter Hans Folz und beschreibt seine Wirkungen; 1489 stiftete Konrad Strochner, Wechsel in Gastein, aus seinen Erträgen das Armenbadspital (Armenleutehaus, Mitterbad) unmittelbar am Abgrunde der Ache, wo seit 1893 der stolze Gasteiner Hof steht; eine alte Inschrift neben der hintern Tür dieses Gasthofs meldet davon. Wenig später, 1494 bis 1509, wurde das Haus am „Mittereck“ unmittelbar am untern Falle erbaut (Straubingers Hotel), unten an dessen Fuße in der Schlucht siedelte sich der „Grabenwirt“ an; der Grabstein eines aus dieser Familie, Yorige (Georg) Framinger, in rotem Marmor aus dem sechzehnten Jahrhundert, steht noch an der Kanzel der Nikolaikirche. Aus diesen wenigen Häusern mit ein paar andern kleinen bestand noch um 1600 Gastein. Alle waren landesübliche Holzhäuser, von deren Konstruktion und Aussehen noch die alte Straubinger Hütte (hinter dem Elisabethhof), der Rest des alten Hauses, eine Vorstellung gibt. Erst 1608 taucht auch die Familie Straubinger als Besitzerin des Mitterecks und angrenzender Grundstücke auf. Inzwischen hatte das Bad weiten Ruf erlangt: schon 1436 verweilte hier Erzherzog Friedrich von Österreich, der spätere Kaiser Friedrich der Dritte, 1591 mit glänzendem Gefolge der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg, 1632 Herzog Albrecht von Bayern, der in Veit Straubingers Gasthause wohnte. Eine Badeordnung wurde 1688/89 aufgestellt. Aber das Aussehen des Ortes änderte sich wenig. Noch ein Kupferstich aus der Zeit des Erzbischofs Joseph Franz von Schrattenbach (gest. 1772) zeigt in der Mitte den Wasserfall mit einer Holzbrücke, zu beiden Seiten ein paar Holzhäuser und am untern Stege ein paar andre. Aber sogar das Gasthaus Straubingers, das erste, wird noch im Jahre 1800 von einem Reisenden als eine „elende,“ „baufällige“ und „feuergefährliche Baracke“ geschildert, durch deren (achtzehn) hölzernen Zimmer der Wind pfliff. Gebadet wurde in einem großen hölzernen Bassin gemeinschaftlich.

Erst allmählich traten an die Stelle der Holzhäuser große Steinhäuser. Deren erscheinen auf einer Ansicht von 1820 drei Gruppen: an der obern Brücke, oberhalb der Nikolaikirche und am untern Steg. Denn um diese Zeit begann eine neue Bauperiode. Dicht am obern Wasserfall, gegenüber Straubinger baute der letzte Fürsterzbischof Hieronymus von Colloredo für seinen eignen Gebrauch das hohe „Badeschloß“ auf dem Grund und Boden,

den ihm Anton Straubinger überließ, ein großes, dreistöckiges, aber schlichtes und nüchternes Gebäude, das 1807 in den Besitz des Landes Salzburg überging, 1886 an den kaiserlichen Privatfiskus verkauft wurde. Derselbe anspruchslose Stil waltet in der Villa Meran 1828, dem Eigentum des Erzherzogs Johann, der Prälatur von 1835, der Villa Rohan (Lehndorff, Solitude) von 1838; sie sind alle einstöckige Häuser mit grünen Fensterläden, hohem Schindeldach und einem Giebel in der Mitte und eröffneten die Bebauung des Terrains am linken Ufer der Ache. Die auf diesem Ufer 1839 bis 1843 neu erbaute Poststraße begünstigte das Wachstum des Kurortes, sodaß nun in den fünfziger Jahren mit dem „Hirsch,“ dem „Schwaigerhaus“ Straubingers, dem „Elisabethhof“ eine dritte Bauperiode begann. Das ist die Zeit, in der Kaiser Wilhelm der Erste zwischen 1863 und 1887 fast alljährlich Gastein besuchte und im Badeschloß abstieg, in der er fast jeden Abend in der Villa Lehndorff unter den hohen Fichten am steilen Absturz zubrachte, Nachmittags gern nach dem schlichten Wirtshause der „Schwarzen Liesl“ hoch über Gastein auf dem Wege zum Röttschachtale hinaufstieg, um dort Kaffee zu trinken und wohl auch einmal Kegel zu schieben. Damals entstand auch die evangelische Christophoruskapelle gegenüber der Villa Solitude, sein Eigentum und noch heute Besitz des Deutschen Kaisers, und die neue katholische Pfarrkirche zu St. Primus und Felicianus auf der andern Seite, ein stattlicher gotischer Bau auf hohen Stützmauern nach der Ache hin. Noch heute ist unter den ältern Gasteinern das Andenken an den ehrwürdigen, schlichten und leutseligen Herrn sehr lebendig; sein Lieblingsweg, die schöne Kaiser-Wilhelms-Promenade an der östlichen Berglehne hin bis ins Röttschachtal hinein, ist nach ihm benannt, hier steht seine Bronzestatue neben der aussichtsreichen Bank, wo er gern saß, und das Wirtshaus zur Schwarzen Liesl ist das Eigentum einer im Jahre 1901 auf Anregung des Pastors F. Bodelschwingh in Bielefeld begründeten „Kaiser-Wilhelm-Stiftung“ geworden, die alljährlich bedürftigen deutschen Veteranen aus unsern Einheitskriegen eine vierwöchige Kur gewährt; meist mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, berühren sie seltsam in dieser österreichischen Umgebung. Aber auch Ereignisse von der größten historischen Bedeutung haben sich hier in Gastein abgespielt. Hier überbrachte am 3. August 1863 Kaiser Franz Joseph dem König Wilhelm die Einladung zum Fürstentage von Frankfurt, der die deutsche Bundesreformfrage im österreichisch-mittelstaatlichen Sinne lösen sollte, hier unterzeichneten am 14. August 1865 Graf Bismarck und Graf Blome in Straubingers Hotel Nummer 7 die Konvention von Gastein, den letzten Versuch zu einer Verständigung über das gemeinsam eroberte Schleswig-Holstein, hier legten Fürst Bismarck und Graf Andrássy im September 1879 den Grund zum deutsch-österreichischen Bündnis. Bismarck wohnte bei diesen Gelegenheiten in Straubingers Hotel oder im Schwaigerhause. Es wird überhaupt wenig Männer von Bedeutung in Deutschland und Europa geben, die nicht einmal längere Zeit in Gastein verweilt hätten.

In den letzten Jahren Kaiser Wilhelms begann die jüngste und glänzendste Bauperiode Gasteins, die mit der „Germania“ an der Kaiserpromenade (1887) eröffnet wurde und mit der das Tal beherrschenden „Austria“ (1898), dem

prachtvollen „Kaiserhof“ neben der „Germania“ (1900) und der kühn über dem Sturze der Ache hängenden Wandelbahn (1901) vorläufig geendet hat. Neben diesen Palästen entstand in diesen Jahren auch eine Reihe eleganter Villen als Miet- und Badehäuser, namentlich an dem ruhigen Ostrande des Tales und im „obern Viertel“ nach dem Talschlusse hinauf. Die künstlerisch gestalteten unter diesen Bauten sind alle im prunkvollen Stile der neuen Wiener Renaissance gehalten; ein Versuch zur „Heimatkunst“, der hier so nahe lag, ist nirgends gemacht worden. Und doch sind die Baukosten hier ganz ungewöhnlich hoch, denn das abschüssige Terrain fordert fast immer hohe Aufmauerungen, und alles Baumaterial mußte bis jetzt von Lend mit Fuhrn heraufgeschafft werden, sodaß die Fracht für das Tausend Ziegel auf 150 Kronen zu stehn kam. So beschränken sich die Reste des alten ländlichen hölzernen Gasteins auf das Pfarrhaus gegenüber der Hauptkirche, auf die sogenannte Kaiser-Friedrich-Laube, ein echtes altes behagliches Salzburger Bauernhaus in der Nähe der Nikolaikapelle, und einige wenige andre dieser Art in entlegnern Teilen. Aber einen gesellschaftlichen Mittelpunkt nach Art anderer Weltbäder hat Gastein auch heute noch nicht. Die höchst internationale Badegesellschaft pflegt sich gegen Abend zur Kurlmusik auf dem kleinen, engen, von Straubingers Hotel und dem hohen Badeschloß eingerahmten, also ganz aussichtslosen Straubinger Plage zu versammeln, über den in wirbelndem Staube, unter Peitschknall und Hufschlag der ganze Wagenverkehr hin und her geht. Am Vormittage wandelt alles die Kaiserpromenade nach dem Röttschachtale hinaus, am Nachmittage, wenn der Westrand im Schatten liegt, in die Schwarzenberganlagen unmittelbar über der Felswand und der Ache oder in die ausgedehnte, zum Teil durch Wald führende Erzherzog-Johann-Promenade am Abhange des Stubnerkogels. Alle drei bieten die schönsten Ausblicke ins Tal und auf seine hohe Umrahmung bis hinauf östlich nach dem Glendgletscher, der das Röttschachtal abschließt, südwärts nach dem Radhausberge und dem Schneegipfel des Schareck. Aber weitaus die umfassendste Aussicht gewährt das Gamskarcafé jenseits des Röttschachtales am Fuße des Gamskarogels, das man auf schattigen und bequemen Waldwegen, die schäumende Röttschach kurz oberhalb ihres Falles zur Gasteiner Ache hinab überschreitend, in einer knappen Stunde erreicht. Hier erschließt sich die ganze Herrlichkeit dieses unvergleichlichen Erdflecks. Ganz in der Nähe aber steht auch der Lutherhof, einst der Besitz des reichen Bergherrn Martin Lodinger, eines der Führer der protestantischen Bewegung in Gastein, der im Jahre 1533 seine schöne Heimat aufgab um seines Glaubens willen. Sein Schicksal hat Max Vorberg in Form eigenhändiger Aufzeichnungen seines Helden zu einem Roman gestaltet, den er anmutig in diese Landschaft hineinkomponiert hat (1884, 4. Auflage 1903). Außer diesem, übrigens 1839 wohl kleiner neugebauten Lutherhof erinnert heute an das alte Luthertum Gasteins nur noch die aus dieser Zeit stammende Inschrift auf der Glocke der damals protestantischen Nikolaikirche: „Gottes Wort pleibt ewig.“

Vom Garten des Gamskarcafés aus erkennt man mit dem Fernglaße hoch oben am Radhausberge neben einem Schneefleck in einer geschützten Mulde

das Hieronymusbergwerkhaus (1980 Meter) und hoch darüber sieben Steinpfeiler, die Trümmer des alten Radhauses, wo ein mächtiges Schwungrad den Aufzug für die Beförderung der Knappen und der Erze von und nach dem Tal in Bewegung setzte. Das ist jetzt die einzige Stelle in der Gastein, wo noch auf Gold geschürft wird. Diesem nun fast erloschnen Bergbau verdankt Bockstein seine Entstehung. Dorthin führt entweder die vielgewundene Fahrstraße, die noch vor Gastein, von der Poststraße abzweigend, hinter der Christophoruskapelle durch den Wald und das Obere Viertel nach der zweiten Talfstufe hinaufgeht, oder der steile Stufenweg, der hinter dem Badeschloß durch den Wald am rechten Ufer des obern Falles empor klimmt und dann diesen auf der beständig von Wasserstaub umsprühten Holzbrücke überschreitend mit der Fahrstraße zusammentrifft. Dort oben breitet sich eine weite grüne Tal ebne aus, der alte Grund eines Bergsees, im Westen eingeschlossen von dem Abhänge des Stubnerkogels und des Tischkogels, im Osten von der Abdachung des Graukogels und des Hohen Stuhls; im Süden erheben sich die mächtigen kahlen Wände und Felszacken des Radhausberges. Dicht an seinem Fuße liegt, eine Stunde von Gastein entfernt, Bockstein (1127 Meter), da wo die Gasteiner Ache von Südwesten, das Anlaustal von Südosten her austritt. Dorthin läuft die Fahrstraße am Ostrande, die bequeme Elisabethpromenade in der Mitte des Tals längs der Ache. Hier war ehemals der Hauptsitz des Gasteiner Bergwesens, hier tritt in einer Gruppe ansehnlicher langgestreckter Gebäude in der Nähe des Kurhauses unter dem Schutze der bewaldeten westlichen Talwand seine letzte Nachblüte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervor. Das eine bezeichnet eine lateinische Inschrift des Erzbischofs Andreas Jakob von Dietrichstein vom Jahre 1750 als eine neu errichtete Goldwäse (chrysoplysium), ein zweites hat sein Nachfolger Sigismund Christoph von Schrattenbach 1755 errichtet, und es ist jetzt Sitz der Radhausberggewerkschaft; ein drittes, an das erste sich anschließendes hat der letzte Fürsterzbischof Hieronymus Colloredo 1782 erbaut. In ein großes halb verfallnes Haus mit hohem geschwungnem Dach und teilweise zerfallnen Spitzbogenfenstern gibt durch die Inschrift „Maximilian Joseph, König von Baiern 1815“ zu erkennen, daß noch die bayrische Regierung, obwohl sie das Salzburger Land nur 1809 bis 1815 besaß, Zeit gefunden hat, sich um den Bergbau zu kümmern. Obgleich aber der alte Reichtum längst geschwunden ist, so hält doch das Landvolk an der Schutzheiligen des Bergbaus, St. Anna, noch fest und strömt an ihrem Tage, am 26. Juli, in schmucker Landestracht scharenweise nach der kleinen kuppelgekrönten Barockkapelle von 1766, die sich nicht weit von dem modernen Jagdhaufe des Grafen Czernin auf einem niedrigen Hügel dicht am Ort erhebt.

Das eigentliche Bergrevier liegt noch viel höher, rings um das Raßfeld, die dritte und höchste Talfstufe. Der schmale Fahrweg dorthin, auf dem kleine zweirädrige einspännige „Raßfeldwagen“ verkehren können, erreicht von Bockstein aus in etwa zehn Minuten durch Wald eine Talweitung, deren Sohle das Geröllbett der Gasteiner Ache zum großen Teil ausfüllt, links die bewaldeten Abhänge des Radhausberges, rechts die schroffen, kahlen, schwarzbraunen

Wände des Hirschkarfogels. Allmählich steigt der Weg über die Granitblöcke zweier Wildbäche hinweg stärker an, und am Ende der Talweitung zeigt sich die Straubinger Alp (1214 Meter), ein stattliches Anwesen in wildem Bergkessel. Von hier ging einst der Aufzug auf den Radhausberg. Dahinter verengt sich das Tal zur Schlucht (der Asten); noch im Hochsommer erfüllt sie oft auf eine Strecke von einigen hundert Metern der schmelzende, schmutzigrâu gewordne Lawinenschnee in solchen Massen, daß die Ache unter ihm durchfließen muß. Kurz hinter dem Eingange donnert sie als Kesselfall 30 Meter hoch in einen ausgespülten Felsenkessel hinab. Nach einer kurzen Weitung bietet sich dann von dem steilen Anstieg aus ein erhabnes Bild: gegenüber auf dem westlichen Ufer wallt der Schleierfall von der schwarzen Felswand fast geräuschlos hernieder, der Abfluß des Pochhartsees, geradeaus springt die Ache in dem prachtvollen Bärenfall über riesige Felsblöcke in zwei Abfäzen herab, darüber, von den beiden Talwänden eingerahmt, thront der Schneegipfel des Schareck. Gletscherschliffe an den seitlichen Felsen deuten auf die einstige Vereisung des ganzen Tales hin. Noch eine letzte Steigung, und vor uns öffnet sich das Naßfeld (um 1640 Meter), eine baumlose, mit Wiesen und Mooren bedeckte Grasebne von etwa vier Kilometern Länge, stellenweise von roten Alpenrosen und Wacholderbüschen bestanden, von der rauschenden Ache und ihren Zuflüssen durchströmt, im Osten vom Radhausberge, im Süden und im Westen von den Zacken und Gletschern der Zentralkette eingeschlossen, von denen die Schneefelder herabhängen und glitzernde Bäche herunterschleßen, eine willkommne Raststelle für den Bergwanderer wie früher für die Saumzüge; denn hier in der frischen reinen Luft unter strahlender Sonne gibt es Almhütten und weidende Herden, dazu bietet seit 1889 die gut bewirtschaftete und viel besuchte Marie=Valeriehütte des Deutsch=österreichischen Alpenvereins gute Unterkunft.

Wir stehn hier mitten im alten Bergrevier. Denn ringsum, auf dem Radhausberg, um den Pochhartsee bis hinüber nach dem Talschluß der Rauris, wohin ein Weg über die Pochhartscharte (2238 Meter), ein anderer durch das Siglitztal an der Moserhütte vorbei über die Riffelscharte (2405 Meter) führt, und wo noch heute hoch oben über Kulm Saigurn inmitten des großartigsten Gletscherzirkus der Zentralkette in einer Höhe von etwa 2400 Metern ein Bergwerk betrieben wird, liegen die verbrochnen und verlassenen Stollen. Manche aus der römischen Zeit sind später vergletschert und erst seit dem Rückgange der Gletscher wieder herausgetreten. Im Pochharttale zählte man 97 Gruben, die Stollen des Radhausberges hatten um 1540 eine Länge von 12 Kilometern. Auch zahlreiche Lokalnamen (Goldberg, Goldzechfogel, Silberpfening, Erzwiese) erinnern noch an die Zeit des blühenden Bergbaus. Er geht bis in die keltische Zeit zurück und hat uns noch seine Produkte u. a. in schriftlosen norischen Goldmünzen, den sogenannten Regenbogenschüsselchen, hinterlassen. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. beteiligten sich auch die Römer so stark daran, daß der Preis des Goldes in Italien um ein Drittel sank, und die Taurischer die Fremden von dem Betrieb ausschlossen. Zur Zeit des Augustus freilich waren die norischen Goldgruben alle in römischen Händen,

später im Besitz des Staates. Damals fand man das Gold, das in den Quarz-
gängen des Gneis und des Granits vorkommt, in der Größe von Bohnen oder
Lupinen gediegen und reiche Golberze in ganz geringer Tiefe unter der Erd-
oberfläche und betrieb deshalb den Bergbau als Schürf- oder Pingenbau nach
Art von offenen Steinbrüchen. Mit dem Zerfalle des römischen Reichs schließ
auch der Bergbau in den Tauern ein; erst im achten Jahrhundert begann er
wieder, im vierzehnten Jahrhundert, als sich auch in Deutschland das Be-
dürfnis nach Zahlungsmitteln stärker geltend machte, erwachte er zu beiden Seiten
der Hochtauern zu stärkerm Leben, und im sechzehnten Jahrhundert erlangte
er seine höchste Blüte durch den kapitalistischen Betrieb großer süddeutscher
Handelshäuser (auch der Fugger, für die Theophrastus Paracelsus tätig war)
in der Form des Stollenbaus. Die Ausbeute war längere Zeit außerordentlich
groß, die Gastein „schüttete Gold.“ Um 1550 wurden in den Hochtauern
jährlich etwa 18000 Mark Goldes gewonnen, im Salzburgischen allein zwischen
1400 und 1500 jährlich 4000 Mark Gold und 8000 Mark Silber, und der
Anteil des Erzbischofs an der „Krone“ belief sich gewöhnlich auf 80000 Dukaten.
Nach 1550 begann der Verfall, als die Notwendigkeit vorlag, die Stollen
tiefer zu treiben, und mit der kirchlichen Reaktion viele protestantische Berg-
herren und Knappen auswanderten, also zugleich das Bedürfnis nach Betriebs-
kapital stieg, und die zur Verfügung stehenden Kapitalien und Arbeitskräfte
abnahmen. Noch einmal brachte der Erzbischof Hieronymus, der auch eine
Bergakademie gründen wollte, den Gasteiner Bergbau in die Höhe; er ließ
den Hieronymusstollen anlegen und machte 1772 bis 1802 wirklich einen
Reingewinn von 719000 Mark. Aber die österreichische Herrschaft (seit 1815)
tat hier im Salzburgischen so wenig wie drüben in Kärnten und verkaufte
schließlich die Gruben am Radhausberge 1870, die in der Kauris 1876.
Beide Werke bestehn mit geringem Gewinn weiter, die Radhausberggewerk-
schaft beschäftigt jetzt fünfzig bis sechzig Arbeiter und produziert jährlich fünf-
zehn bis zwanzig Kilogramm Gold.

Der Bergbau hat auch die ersten Verkehrswege über diese Soche ge-
schaffen, die kaum unter 2500 Meter Seehöhe hinuntersinken. Vom Süden-
des Maßfeldes geht der Pfad zum Mallnitzer oder Kleinen Tauern in zahl-
reichen Windungen zwischen zwei Bächen einen steilen Grashang hinauf und
erreicht an kahlen Schroffen und Kären vorbei die Paßhöhe (2450 Meter),
zur Linken einen zackigen Felskamm. Hier öffnet sich ein umfassender Blick
auf die Zentralkette vom Ankogl bis zum Großglockner. Etwas tiefer liegt
das steinerne Tauernhaus, dessen Glocke bei Nebel und Schneestürmen läutet,
um den Wandrern die Richtung anzugeben; weiterhin den Grasabhang hinunter
nach Mallnitz hinab bezeichnen sie Schneestangen. Doch ist dieser Übergang
im Winter lawinengefährlich und wird deshalb wenig benutzt.

Bei Mallnitz vereinigt sich mit diesem Wege der Pfad über den Hoch-
(Korn)tauern, und dieselbe Richtung verfolgt die neue Tauernbahn. Schon
am Eingange des Anlaufstales bei Böckstein zeigen Warenhäuser und Kantinen,
die ihre Artikel wegen der zahlreichen italienischen Arbeiter auch in italienischer
Sprache ankündigen, die Nähe der Bahnbauten an; weiterhin sieht man rechts

den hohen Damm, der auf der Südseite des Tales zur vollständig schon hergestellten Mündung des großen, etwa 8500 Meter langen Tunnels führt. Dort ist ein ganzes Dorf aus Maschinen-, Wirts-, Wohn- und Schlafhäusern entstanden, auch Krankenhäuser sind nicht vergessen. Rechts stürzt der Hierkarfall in dunkler Waldschlucht von der Felswand herab. Durch Wald, zuweilen über die Trümmer eines Felssturzes hinweg steigt dann ein neuer, hochaufgemauerter Fahrweg an der rauschenden Ache hinauf bis zu der Stelle, wo ein Teil des Baches aufgefangen und in Röhren zum Betriebe der elektrischen Maschinen am Tunneleingang abgeleitet wird. Dort auf einer Holzbrücke die Ache überschreitend setzt sich der Fußweg auf weichem Grasboden in kaum merklicher Steigung durch schönen Hochwald das Tal hinan fort bis zu einem schwanken Steg. Die hohen bewaldeten Talwände rücken enger zusammen, im Hintergrunde zeigt sich als schwarzgrauer gezackter Kamm über breiten Schutthalden die Zentralkette, ganz nahe steigt rechts ein spitzer Kegel, der Viehzeilkogel auf, und neben ihm stürzt hoch von der Felswand der prachtvolle Tauernfall rauschend herab. Von dieser wildromantischen Stelle aus klimmt der schmale Fußpfad durch den Wald und dann zwischen dem großen Tauernsee und dem Toten Stein hindurch nach dem kahlen, schroffen, aussichtreichen Kamm hinauf, den er in einer Höhe von 2473 Metern in wilder Einsamkeit überschreitet. Schemals benutzten diesen Übergang, der auch im Winter passierbar bleibt, vor allem italienische Säumer, deren Tiere die Früchte, den Wein und die Gewerbeprodukte des Südens in diese rauhen Täler trugen, und die ansehnlichen Reste einer mit Granit gepflasterten Römerstraße (von drei Metern Breite), der „Heidenstraße,“ zu beiden Seiten der Paßhöhe zeigen, daß sich hier schon im Altertum ein reger Verkehr bewegt hat. Stangen geben von hier aus die Richtung ins Seebachtal und damit nach Mallnitz (1217 Meter) an. Hier soll auch der große Tauerntunnel münden. Dann folgt die Bahn der alten Straße nach dem Mölltale, in das sie bei Ober-Bellach (686 Meter) eintritt, einem Marktflecken, der schon zu Anfang des elften Jahrhunderts Pfarrdorf für das obere Mölltal war und in seiner mächtigen gotischen Kirche noch seine alte Bedeutung als solcher und als Sitz des Oberbergamts verrät. Im breiten Tale hinab an der spitzen Pyramide des Danielsberges, der einst einen Herkulestempel trug, vorüberziehend erreicht die Straße das Tal der Drau östlich von Sachsenburg. Auch dieser Ort war einst der Mittelpunkt einer ansehnlichen Grundherrschaft des Erzstifts Salzburg, die sich im Drautale hinauf bis gegen Ober-Drauburg erstreckte, wie ihm auch im obern Mölltale die kleine Herrschaft Stall gehörte.

So hatte ihm eine weitsichtige Verkehrspolitik auch den Ausgang dieser uralten Hochtauernpässe im Süden gesichert, wie es den nördlichen Aufstieg zu ihnen allen beherrschte, und die neue Eisenstraße folgt mit modernen Mitteln nur den Bahnen wie der Römer so der mittelalterlichen Kirchenfürsten von Salzburg.

